

In ihrem Buch „Learning from Logistics“ spricht Clare Lyster von einem „shift from 'figure' to 'flow“¹, der die Realität gegenwärtiger Stadtgesellschaften präge.¹ Ich will diese Formel aufnehmen und in zwei Konsequenzen diskutieren. So will ich erstens darüber nachdenken, inwiefern dieser shift auch eine gewaltige objekt- wie subjektgeschichtliche Verschiebung mit sich führt, die sich vor dem Hintergrund einer allgemeinen Kybernetisierung sämtlicher Lebensbereiche vollzieht. Und zweitens möchte ich einige Überlegungen zu einem Zusammenhang von Theater und Straße äußern, der lange Zeit eine gleichsam diagrammatische Bedingung theatraler Formen gewesen ist, der aber heute neu befragt werden muss, da „an die Stelle von Wasserwegen, Schienen und Straße [...] komplexe logistische Netzwerke (treten), die den Transport von Waren, Menschen und Daten im Minuten-Takt rund um den Globus regeln“ (wie es im Paper zu unserer Veranstaltung heißt). Insgesamt verstehe ich den „shift“, von dem Lyster ausgeht, als eine Transformation, die heute alle möglichen gesellschaftlichen Sphären durchzieht und deren Bedingungen zunächst einmal in den technologischen Neuerungen der letzten Jahrzehnte zu suchen wären: eine allgemeine Umstellung von figurierten Entitäten, wie brüchig diese auch immer sein mögen, zu Phänomenen des Strömens.

Zunächst also einige Gedanken zu der subjekt- wie objektgeschichtlichen Transformation. Es gibt einen aktuellen Plakatspruch, der die zweiseitige Verschiebung, die ich im Blick habe, gerade in ihrer Verflechtung gut pointiert. Dieser Spruch lautet:

Es ist ziemlich faszinierend, dass unsere Gesellschaft an einen Punkt gekommen ist, an dem es einfacher erscheint, in Skandinavien Bäume zu fällen, nach Asien zu verschiffen, unter hohem Wasserverbrauch und Energieaufwand Becher daraus zu formen, diese mit Plastik zu beschichten, welches zuerst gefördert, raffiniert und mit Chemikalien versetzt aufbearbeitet werden musste, alles zurück nach Europa zu schiffen, mit dem LKW quer durchs Land zu transportieren, den Pappbecher fünf Minuten zu benutzen und in den Müll zu werfen, anstatt die Keramiktasse zurück zur Abgabe zu bringen, wo sie einfach gespült wird.²

Tatsächlich spricht dieser Slogan auf der einen Seite sehr anschaulich von dem Einsatzort, an dem logistische Netzwerke heute in unabsehbarer Verzweigung und in einem bislang ungekannten Ausmaß operieren: unterhalb der vermeintlich stabilen Ding-Gehäuse nämlich. Man kann in diesem Kontext an das Konzept der „offenen Maschine“ erinnern, das der französische Philosoph Gilbert Simondon bereits in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts und unter dem Eindruck der frühen Kybernetik prägte und das in den Medien- und Kulturwissenschaften der letzten zehn Jahre regelrecht neu entdeckt worden ist.³ Denn Simondon ging es darum, an die

¹ Vgl. Clare Lyster, *Learning from Logistics*, Basel/Berlin 2016, S. 3.

² Der Spruch geht auf die Initiative „Besser bechern“ zurück, vgl.: www.besser-bechern.de.

³ Vgl. Gilbert Simondon, *Die Existenzweise technischer Objekte*, Zürich-Berlin 2012 (Original 1958).

Stelle einer statischen Vorstellung von Dingen, Objekten und Artefakten ein Denken ihrer beständig anderen „Individuation“ zu setzen. So ist ein Objekt für Simondon kurz und bündig „Einheit als Einheit des Werdens“⁴, eine nur scheinbar geschlossene Entität, deren Elemente sich unterhalb festgefügtter Gehäuse unaufhörlich kreuzen können. In diesem relationalistischen Modell sind Objekte immer nur in ihrer Einbettung in vielfältige Netzstrukturen denkbar und folglich selbst als Gefüge, als *agencements* definiert. Diese Konzeption, die eine radikale Absage an das klassische Form-Stoff-Denken, den sogenannten Hylemorphismus, bedeutet, scheint sich damit in besonderem Maß zur Erfassung einer Erfahrungswelt anzubieten, die von einer zunehmend offenen Objektkultur geprägt scheint.

Auf der anderen Seite spielt der zitierte Spruch aber auch auf die subjektgeschichtliche Dimension des Umbruchs an, wenn er sich erstaunt darüber äußert, dass es uns in der Tat einfacher erscheint, einen mit größtem logistischen Aufwand generierten Pappbecher zu benutzen als eine Keramiktasse – was die Zahl von allein in Berlin tagtäglich verkauften 450000 Einwegkaffees eindrucksvoll vor Augen stellt. Die subjektgeschichtliche Verschiebung, um die es hier geht, ließe sich dabei im Kern als Genese einer „weitgehend kybernetisierten, techno-logisch in der Umgebung verteilten, heterogenetischen Subjektivität“ beschreiben,⁵ wobei die damit angesprochene Umgebung eben nach globalen Maßstäben zu berechnen wäre. Praktisch bedeutet das zunächst einmal nichts anderes, als dass die vermeintlich unscheinbarste Geste, die scheinbar kleinste Handlung unmittelbare Auswirkungen auf der anderen Seite der Erde hat, die wir kaum absehen können. Dabei handelt es sich bei diesem Phänomen natürlich nicht um etwas grundsätzlich Neues – als sogenannter „Schmetterlingseffekt“ („Kann der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien einen Tornado in Texas auslösen?“) ist es vielmehr seit langem bekannt und diskutiert.⁶ Was hier indes als neuartig empfunden wird, ist die Vehemenz, mit der digitale Echtzeit-Technologien sich heute mit diesem Effekt verkoppeln und als dessen Verstärker aufzutreten vermögen.

Wie macht sich diese Verschiebung auf der Ebene der Städte und ihrer Öffentlichkeit bemerkbar? Die Beantwortung dieser Frage ist ein lukratives Geschäft für sogenannte Zukunfts- und Trendforscher, über deren Seriosität man geteilter Meinung sein mag. Ich will hier aber trotzdem etwas ausführlicher aus einer „Trendstudie“ von 2014 zitieren, die den Titel „Die adaptive

⁴ Ebd., S. 20.

⁵ Vgl. zu dieser Formulierung: Erich Hörl, *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technologischen Welt*, Frankfurt a. M 2011, S. 33

⁶ Berühmt wurde das Beispiel durch Edward N. Lorenz' Vortrag *Predictability: Does the flap of a butterfly's wings in Brazil set off a tornado in Texas?*, der bei der Jahrestagung der „American Association for the Advancement of Science“ 1972 gehalten wurde.

Stadt der Zukunft“ trägt und mir darum gut zu unserem Thema zu passen scheint.⁷ So finde ich sehr aufschlussreich, wie Sven Gabor Janszky, der Autor der Studie, seinerseits von der besagten Verschiebung auf den Feldern von Subjektivität und Objektivität ausgeht, die er von einem anderen Aspekt her umschreibt. Nämlich:

Während früher die Freiheitsgrade von Stadtbewohnern durch den Besitz von Gegenständen hergestellt wurden, entsteht heute Freiheit in vielen Fällen durch Nicht-Besitz. [...] Während im Berlin der 60er und 70er Jahre des letzten Jahrhunderts der Besitz eines Autos zu größerem Freiheitsempfinden führte, bringt heute genau das Gegenteil die Freiheit: Kein Auto zu besitzen, nicht im Stau zu stehen, keine Parkplätze zu suchen, erhöht die individuellen Freiheitsgrade erheblich. Allerdings gilt das nur, wenn die selbstbestimmte Mobilität auch ohne den Besitz eines eigenen Autos sichergestellt ist. [...] Der moderne Stadtmensch empfindet die größeren Freiheitsgrade nicht mehr durch den Besitz einer Waschmaschine (wie noch seine Großmutter vor 40 Jahren), sondern dadurch, dass seine Wäsche zur richtigen Zeit abgeholt, gewaschen und wieder adaptiv passend in seinen Tagesablauf hineingeliefert wird.

Es geht also auch hier um ein sich wandelndes Verhältnis zu Objekten, in diesem Fall zunächst zu ihrer Überformung und Fetischisierung zum privaten Eigentum. Und auch diese Decodierung hat ein Pendant auf der Seite der Subjekte, nicht zuletzt die pure Notwendigkeit einer gewachsenen Mobilität, die sich aus dem heutigen „Jobnomadismus“ ergibt, für den Besitztümer wie Autos, Waschmaschinen oder auch gefüllte Buchregale letztlich vor allem eine Belastung darstellen. Diese Verkehrung definiert darum auch den Ort, an dem sich seit einiger Zeit die vielbeschworenen „Sharing Economies“ des sogenannten Plattformkapitalismus immer feinmaschiger ausdehnen. Janszky fährt fort:

Dies ist der Grund, warum die sogenannte Sharing Economy derzeit ihren Siegeszug durch die Städte antritt. Dies ist auch der Maßstab, an dem sich all die neuen Konzepte der „Smart Cities“ und „Urban Technologies“ messen lassen müssen: Erhöhen sie die Freiheitsgrade der Menschen, oder nicht?

Dabei betrifft die besagte Entwicklung keineswegs nur so unhandliche Dinge wie Autos, Waschmaschinen und Buchregale. Vielmehr ist damit zu rechnen,

dass die peer-to-peer-Geschäftsmodelle à la UBER und AirBnB sich in den kommenden Jahren auf alle denkbaren Bereiche des Lebens ausdehnen ... auf das Waschen von Kleidung. Das Einkaufen. Das Taschen tragen. Das Kochen. Das Gassi-Gehen. Das Parken. Die Haushaltsarbeit. Das Heimwerken. Das Reparieren. Das Gärtnern. Das Kinderbetreuen. Die Kleidung. Das Spielzeug. Den Office-Space. Das Lernen. Das Investieren. Das Risiko absichern.

⁷ Zu finden mit einer Reihe weiterer Trendanalysen Janszkys unter: <http://www.trendforscher.eu/de/trendstudie/trendanalyse/detail/trendanalyse-die-adaptive-stadt-der-zukunft> Da die Studie keine Seitenzählung hat, gebe ich die Zitate im Folgenden ohne weitere Angabe wieder.

Und es geht noch kleinteiliger. Ebenso teilbar sind: Carrerabahn, Spiele, Schaukelpferd, Bobbycar, Lego, Kindersitze, Weingläser, Eismaschine, Mixer, Schlittschuhe, Schlauchboote, Zelte, Golfschläger, Wanderrucksäcke, Eisensägen, Schraubenschlüssel, Bohrmaschinen.

Im Übrigen ist Janszky sich über den ideologischen Charakter der Rede von der „Sharing economy“ im Klaren, wenn er betont, dass

das Charakteristikum der Sharing Economy [...] nicht das Teilen ist. [...] Das Neue an der sogenannten „Sharing Economy“ ist die Fähigkeit, durch Datenanalyse die Angebote für jeden Bürger individuell und situativ passend zu machen. Der Begriff für die Summe aus „individuell“ und „situativ“ ist: Adaptivität. Wir haben es also in Wirklichkeit mit einer „Adaptive Economy“ zu tun. Und mit „Adaptive Cities der Zukunft“.

Tatsächlich scheint mir diese Bemerkung zunächst geeignet, einen verbreiteten Irrtum über den Charakter logistischer Netzwerke und ihrer Liefer- und Bringdienste aufzuklären: Bestellt und konsumiert werden heute eben nicht mehr einfach Objekte oder Waren, bestellt und konsumiert werden vielmehr die Serviceangebote, die die beständige Mobilität dieser Waren überhaupt erst zu garantieren und optimieren versuchen. Entsprechend liegt aber auch das Interesse der Zulieferer niemals bei den Objekten, sondern allein bei deren Transport: Das ist etwa der eigentliche Hintergrund der jüngst bekannt gewordenen Tatsache, dass „Amazon“ reklamierte Neuware in gigantischem Maßstab vernichtet – gleich ob es sich nun um Matratzen, Kühlschränke, Tablets oder Bücher handelt.⁸

Was heißt nun aber die Genese adaptiver Städte? Es heißt beispielsweise, dass das Bus- und Schienennetz des öffentlichen Nahverkehrs, das derzeit noch von A nach B führt, in absehbarer Zeit einer neuen, flexibleren Infrastruktur selbstfahrender, satellitengesteuerter Autos weichen dürfte, wobei diese Autos eben mitnichten im Privatbesitz sein müssen, sondern im Rahmen digitaler Serviceangebote gebucht werden können – und zwar zu jeder Uhrzeit und an jeden beliebigen Standort. Und es heißt auf einer allgemeineren Ebene, das sämtliche Orte einer Umwandlung unterliegen werden, die traditionellerweise städtische Begegnungszonen waren und Öffentlichkeit schufen. Der Wandel trifft folglich vor allem, so noch einmal Janszky,

jene Orte, die bereits seit jeher für das Teilen und Vernetzen gemacht sind. Es sind oft jene Orte, die heute ein Schattendasein fristen oder abgebaut werden, weil ihre alte analoge Logik des Teilens nicht mehr funktioniert. Die Rede ist von Stadtteilbibliotheken, von Kiosken und Büdchen, aber auch von Stadtwerken und öffentlichen Verkehrsbetrieben.

⁸ Vgl. etwa den Artikel *Amazon zerstört massenhaft neuwertige Artikel*, Süddeutsche Zeitung vom 10.06.2018: <http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/online-handel-amazon-zerstoert-massenhaft-neuwertige-artikel-1.4009766>

Ich würde nun ohne Zögern auch das Theater in diese Reihe stellen – zumal mit diesen Bemerkungen exakt das Thema jener Räume angesprochen ist, in die das FFT derzeit umzieht. Die (offene) politische Frage, die sich stellt, lautet darum aus meiner Sicht: Welche Art geteilter Öffentlichkeit wird das Theater künftig im Rahmen einer Stadt schaffen und behaupten können, in der alles darauf zielt, adaptive Serviceangebote wie eine kontrollgesellschaftliche zweite Haut um die atomisierten und flexibilisierten Einzelnen zu legen? Und wie wird es das schaffen, ohne dabei einer Technophobie und Nostalgie nachzugeben, die seine mögliche kritischen Potentiale von vornherein desavouieren würden?

Ich will damit zu meinem zweiten Thema übergehen, zur Relation von Theater und Straße – ein Thema, das ich mit der Bemerkung zu den satellitengesteuerten Autos im Prinzip gerade schon angesprochen habe. Im Rahmen dieses kurzen Vortrags beschränke ich mich auf einige wenige Stichworte; sie verweisen auf ein größeres Forschungsvorhaben, an dem ich gemeinsam mit der Theaterwissenschaftlerin Ulrike Haß arbeite. Grundsätzlich geht es dabei um die Überlegung, dass Theater sich immer in einer Bezugnahme auf ein Außen entwirft – und dass dieses Außen des Theaters mindestens seit der frühen Neuzeit zunächst einmal die Straße in ihrer ganzen Bandbreite und Variabilität gewesen ist. Dabei wäre zum einen an die Herkunft des Schauspielers von der Straße zu erinnern, aus den Wandertruppen und mobilen Theatern also, eine Herkunft, die für die Bemühungen um stehende Schaubühnen immer einen Skandal darstellte, auf den diverse Disziplinierungsmaßnahmen und die Einrichtung der sogenannten „Theaterpolicey“ antworteten. Ebenso kann man an die *Commedia dell'Arte* des 16. Jahrhunderts denken. Die Verbindung zur Straße lässt sich andererseits aber auch an den Bühnenformen und -einrichtungen ablesen, die sich gemeinsam mit der neuzeitlichen Stadt (paradigmatisch ist hier Florenz) und ihrer neuartigen, in den Techniken perspektivischer Darstellung gegründeten Sichtbarkeit entwickelten. So ist der szenische Schauplatz der Renaissancebühnen für gewöhnlich die Straßenkreuzung mit anliegenden Häusern, aus denen die Figuren als Anwohner treten; und es ist sehr eigentümlich, dass die Szenographen der ersten Perspektivbühnen, die als feste Innenraumtheater gebaut wurden, in Dekorationen und Prospekten als erstes diesen städtischen Straßenraum nachzubilden bemüht waren.⁹ Für das bürgerliche Drama des 18. Jahrhunderts hingegen mag gelten, dass es den Zusammenhang von Theater und Straße zugunsten einer problematischen Vorstellung von Innerlichkeit zu kappen suchte. Es bliebe aber eigens zu untersuchen, inwiefern der Bezug auch hier nicht aufgegeben werden *konnte*. (Denis Diderot, einer der wichtigsten Architekten des bürgerlichen Trauerspiels und seiner Dialogform, hat mit „*Jacques le Fataliste et son maitre*“ auch einen eminenten Straßen- und Dialogroman verfasst.) In jedem

⁹ Vgl. hierzu ausführlich: Ulrike Haß, *Das Drama des Sehens: Auge, Blick und Bühnenform*, München 2005.

Fall aber lässt sich erkennen, dass die Wiederentdeckung des Bezugs zur Straße ein prominenter Aspekt war, unter dem sich spätere Kampfansagen an ein Theater der Einfühlung und der Innerlichkeit versammeln konnten – man denke nur an Brechts „Straßenszene“. Aus heutiger Perspektive indes wird deutlicher, dass diese Geschichte der Straße spätestens mit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert ausläuft, wobei es sich hier um ein Ende mit vielen Endpunkten handelt, das entsprechend häufig bemerkt und reflektiert worden ist. Becketts „Warten auf Godot“ mit seinem Straßenszenario oder Heiner Müllers Stückserie „Wolokolamsker Chaussee“, die bereits deutlich den Charakter eines Rückblicks auf die Katastrophenverkettungen des 20. Jahrhunderts hat, sind hierfür nur zwei Beispiele.

Wenn wir nun aber nicht einfach bei der immer neuen Diagnose eines Endes stehenbleiben, sondern fragen wollen, was (nicht erst seit) heute an die Stelle der Straße tritt und wie sich entsprechend der Bezugsraum auch des Theaters transformiert, dann gilt es wohl zunächst einmal auf einen gewissen Binnencharakter dieser gesamten Historie hinzuweisen. Denn man kann sagen, dass die Straße das tragende Medium einer einseitigen und asymmetrischen Weltnahme gewesen ist, die die Erde als Globus erschloss und die vom Theater in dieser medialen Funktion denn auch immer wieder in den Blick genommen wurde, angefangen bei den Wasserstraßen und Kanälen, die in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ eine so wichtige Rolle spielen. Mit einem Begriff von Peter Sloterdijk kann man hier auch von der „terrestrischen Globalisierung“ sprechen, die „praktisch vollzogen (wurde) durch die christlich-kapitalistische Seefahrt und politisch implantiert durch den Kolonialismus der europäischen Nationalstaaten“.¹⁰ Im Übergang von der terrestrischen zu einer „elektronischen Globalisierung“¹¹ allerdings scheinen wir spätestens nach 1945 in ein erweitertes Bezugsfeld eingetreten zu sein, mit dem der nunmehr erschlossene Globus zu einem Planeten geworden ist, in dessen atmosphärischer Hülle Flugzeuge, Satelliten und schließlich jene digitalen Funksignale zirkulieren, die die Bewegungen auf der Erde aus der sphärischen Erdhülle her steuern. Die Genese der offenen Objektkultur, von der ich im ersten Teil gesprochen habe, und mit ihr die Entstehung der kybernetisierten und heterogenetischen Subjektivität sowie der Wandel des öffentlichen Raumes gehören unmittelbar zu dieser Transformation, in der die Straße ihre organisierende Funktion zunehmend aufgegeben hat.

Ich habe vorhin von einem Binnencharakter dieser Geschichte von Straße und Theater gesprochen. Von hier aus will ich nun zu meiner Pointe kommen und die beiden Aspekte meines Vortrags zusammenbinden. Hierzu möchte ich als erstes betonen, dass sich der neuzeitliche

¹⁰ Vgl. hierzu: Peter Sloterdijk, *Im Weltraum des Kapitals*, Frankfurt a. M. 2005, S. 21.

¹¹ Ebd., S. 21.

Zusammenhang von Theater und Straße keineswegs als Erbschaft des antiken griechischen Theaters darstellt, sondern vielmehr auf die römische Antike zurückgeht: Es war das römische Imperium mit seinem weit ausgebauten Straßennetz, das den wichtigsten Referenzpunkt für die Neuentdeckung der Antike im Zuge der Renaissance darstellte, und ebenso waren es zunächst die römische Tragödien eines Seneca sowie die Komödien von Terenz und Plautus, die die neuzeitlichen dramatischen Formen beeinflussten. Richtet man dagegen den Blick auf die Außenräume, auf die sich die griechischen Theaterstücke des 5. vorchristlichen Jahrhunderts beziehen, so fällt auf, dass es hier niemals um Straßen im Sinne von Verkehrs- und Handelswegen geht. Das Außen dieses Theaters waren vielmehr kosmische Bezugsräume und heilige Landschaften. Dies hat auf der einen Seite zur Folge, dass man in den überlieferten Stücken immer wieder auf ein Denken der „pólis“ stößt, dem diese mitnichten ein stabiler Container für die Bewohner ist. Stattdessen erscheint die Stadt speziell in den ältesten erhaltenen Tragödien des Aischylos regelmäßig als fragiles Gebilde, das von den Kräften der Erde, der Natur und den Göttern durchquert wird anstatt ihnen gegenüberzuliegen: eine Art „sekundärer Behälter“, oder auch ein „poröses Gefäß“, das fast wie ein Übergangsort wirkt.¹²

Auf der anderen Seite fällt auf, dass es in diesen Stücken vor allem die Chöre sind, die ausführliche Bezugnahmen auf Kosmos, Erde und Landschaften herstellen und die insbesondere in den Chorliedern, den „stásima“, ein vielfältiges, letztlich „sphärenkosmologisches“¹³ Umgebungswissen artikulieren. In dieser Funktion ähneln die Chöre einem beweglichen und verzweigten Grund, der den Auftritten der Protagonisten vorangeht, diese aber auch überdauert. Gut lässt sich das an den 2015 breit diskutierten „Schutzsuchenden“ („Hiketiden“) des Aischylos studieren: jener Tragödie, in welcher der schutzsuchende Chor der Danaiden, der fünfzig Töchter des Danaos, vor Argos lagert, wohin er von Syrien und Ägypten aus übers Mittelmeer geflohen ist.¹⁴ Tatsächlich handelt es sich bei diesem Chor nicht nur um eine sehr eigentümliche Mischgestalt aus Menschen, Tieren und Göttern – die Danaiden leiten sich direkt von Io ab, einer Herapriesterin, die von Zeus in eine Kuh verwandelt und bestiegen wurde, anschließend von der eifersüchtigen Hera mittels einer Bremse um die gesamte Erde gejagt wurde und schließlich in Ägypten mit einem Kalbs-Mann niederkam. Der Chor ist auch in der Lage, all die Ortsnamen,

¹² Vgl. hierzu Haß, *Woher kommt der Chor.*, S. 18, in: Enzelberger, Genia/Meister, Monika/Schmitt, Stefanie (Hg.), *Auftritt Chor. Formationen des Chorischen im Gegenwartstheater*, Maske und Kothurn 01/2012, Wien 2012, S. 13-30. In meiner Habilitation *Chor-Denken. Sorge, Wahrheit, Technik* diskutiere ich die Frage des Chores ausführlich in Bezug auf die Traditionen der antiken „Sorgetechniken“, die der späte Foucault zum Zentrum seiner letzten Arbeiten gemacht hat.

¹³ Vgl. Sloterdijk, *Im Weltinnenraum des Kapitals*, S. 21.

¹⁴ Vgl. hierzu auch meinen Aufsatz *Vermählt mit dem (Theater)Gott. Aischylos' „Hiketiden“, oder: Der Chor als Medium des Heiligen*, in: Balke, Friedrich/Siegert, Bernhard/Vogl, Joseph (Hg.), *Medien des Heiligen*. Archiv für Mediengeschichte, München 2015, S. 21-29

Territorien, Flüsse und Gebirge aufzuzählen, die seine Kuh-Ahnen einst durchstürzte und die sie dabei fast wie ein antiker Oberflächenscanner aufzeichnete. Mit dem späteren Verblässen des Chores hingegen, der sich bereits in den Tragödien des Euripides beobachten lässt, geht auch eine entsprechende Entwertung dieses Wissens von Umgebungen (im Plural) einher, zugunsten der Fokussierung der inhärenten Aporien einer Stadt, die sich im Folgenden mehr und mehr als souveräne Innenbildung zu verstehen sucht.

Worauf ich mit alledem hinauswill, ist die These, dass die Bedingungen der heutigen elektronischen Globalisierung in einer sehr eigentümlicher Weise mit jenen sphärenkosmologischen Figuren kommunizieren, die der Entwicklung der Erde zum Globus und der terrestrischen Globalisierung vorangingen. Oder um noch einmal den Bogen zu Clare Lysters Diagnose des „shifts from figure to flow“ zu schlagen: Das antike griechische Theater war als Montage von zwei heterogenen Bühnen, von Skene und Orchestra, in der Tat ein Theater, das mit den Protagonisten von „figures“ und mit den Chören von „flows“ handelte. Allerdings begleitete und reflektierte es einen historischen Prozess, in dem sich ein „shift from flow to figure“ vollzog, während wir in gewisser Weise die umgekehrte Dynamik durchlaufen. Auf der Ebene der Städte stehen wir darum inmitten einer technologiegestützten Neuauflage der „pólis“ als sekundärem Behälter und Durchgangsort – für Waren, Daten und Lebewesen, aber auch in dem Sinn, dass wir heute immer deutlicher die primordiale Gewalt klimatischer Kräfte erkennen, die einstmals mit den Göttern identifiziert waren. Auf der Ebene der unabsehbaren Teilungsökonomien hingegen, die Subjekte wie Objekte durchziehen, erleben wir heute eine neue Relevanz der choralen Ebene gegenüber den protagonistischen Formationen: Eben so lässt sich aus theaterspezifischer Sicht die Erfahrung eines unendlich verzweigten Grundes fassen, der die Versuche, uns als wie immer brüchige Subjekte zu begreifen, beständig durchquert.

Welche Formen von Öffentlichkeit das Theater darum künftig auch finden mag – sicher scheint mir, dass sie in dieser oder jener Weise auf das Thema des Chores führen werden. Allerdings ist, um auch dieses langanhaltende moderne Missverständnis noch zu erwähnen, der Chor gerade keine Öffentlichkeit im Sinne der „agorá“. Das Dionysostheater lag am Südhang der Akropolis, auf jener Seite, die der Stadt abgewandt war. Vielleicht wird es eine ähnliche Lage sein, von der aus Fragen nach Öffentlichkeit künftig überhaupt zu stellen sind.